

TOMMY TOALINGLING
MEIN ERSTER
SCHWULTAG

**MEINE
ERFAHRUNGEN
ZU OUTING,
IDENTITÄT
UND LIEBE**



**GRÄFE
UND
UNZER**

EDITION

Hinweis zur Optimierung

Unsere eBooks werden auf kindle paperwhite, iBooks (iPad) und tofino vision 3 HD optimiert. Auf anderen Lesegeräten bzw. in anderen Lese-Softwares und -Apps kann es zu Verschiebungen in der Darstellung von Textelementen und Tabellen kommen, die leider nicht zu vermeiden sind. Wir bitten um Ihr Verständnis.

Impressum

© eBook: 2022 GRÄFE UND UNZER VERLAG GmbH, Postfach 860366, 81630 München

© Printausgabe: 2022 GRÄFE UND UNZER VERLAG GmbH, Postfach 860366, 81630 München



EDITION

Gräfe und Unzer Edition ist eine eingetragene Marke der GRÄFE UND UNZER VERLAG GmbH, www.gu.de


Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie Verbreitung durch Bild, Funk, Fernsehen und Internet, durch fotomechanische Wiedergabe, Tonträger und Datenverarbeitungssysteme jeder Art nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlages.

Projektleitung: Miriam Nüberlin

Lektorat: Silke Panten

Covergestaltung: Ki36 Editorial Design, München, Bettina Stichel

eBook-Herstellung: Linda Wiederrecht

 ISBN 978-3-8338-8329-3

1. Auflage 2022

Bildnachweis

Coverabbildung: mooii.jpg

Autorenfoto: André Giehler

Syndication: www.seasons.agency

GuU 8-8329 02_2022_01

Unser E-Book enthält Links zu externen Webseiten Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Gewähr übernehmen. Für die Inhalte der verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Im Laufe der Zeit können die Adressen vereinzelt ungültig werden und/oder deren Inhalte sich ändern.

Die GU-Homepage finden Sie im Internet unter www.gu.de

 www.facebook.com/gu.verlag

GRÄFE
UND
UNZER

Ein Unternehmen der
GANSKE VERLAGSGRUPPE

»Na los jetzt«, hörte ich einen genervten Robin sagen. Ich senkte den Becher von meinem Gesicht und realisierte, dass er bereits vor mir kniete. Mein Herz versuchte, sich durch meinen Brustkorb durchzuboxen. Robin lehnte sich vor, das Licht ging aus, ich spürte einen sanften Druck auf meinem Mund, leicht geöffnet, eine spitze Zunge gesellte sich für den Bruchteil einer Sekunde zwischen meine Lippen und schickte ein Kribbeln über mein Gesicht durch meinen ganzen Körper wie eine Rohrpost. Ich spürte einen Druck im Nacken, Robins Hand. Das Gelächter des Publikums war so laut wie bei einem lustigen Film im Kino, das Licht ging wieder an, Robin entfernte sich von mir, ging zurück auf seinen Platz und wischte sich mit dem Handrücken langsam den Mund ab, während er mit mir Augenkontakt hielt. Nicht nur der Sitzkreis, auch viele Umstehende schauten uns an und grinsten vor sich hin. »Hattest du deine Augen geschlossen?«, fragte Max völlig perplex.

Ich erschrak. Ich wusste es nicht, möglich war es, vielleicht war es deshalb so dunkel, alles ging so schnell. *War das eigentlich fremdgehen, wenn man auf einer Party bei einem Spiel jemanden küsste?, fragte ich mich. Hätte ich dabei an Milli denken müssen? Hätte ich sie vorher um Erlaubnis bitten müssen?*

Und warum eigentlich wollte ich insgeheim, dass Robin das noch mal machte?

*Für all jene, die lernen wollen, wie man aus den Steinen, die
einem in den Weg gelegt werden, Häuser bauen kann.*

Prolog

Du kennst das: Du wachst morgens auf und bist schwul! So läuft das doch, oder? Man wird heterosexuell geboren und eines Tages kommt in einer x-beliebigen Nacht die Homofee Holdine Horio zu dir nach Hause, bestreut dich mit Glitzer und, zack - von nun an befindest du dich auf der regenbogenfarbenen Seite der Macht. Plötzlich liebst du *Germany's Next Topmodel*, kennst jedes Musical auswendig und möchtest als Friseur mit lackierten Nägeln arbeiten.

Wie, so ist das nicht? War es bei dir etwa anders? Oder bist du vielleicht gar nicht homosexuell? Egal, welche Sexualität du hast, welchen Weg du bislang gegangen bist und welchen du noch gehen wirst, in diesem Buch erzähle ich dir, wie ich gelernt habe, zu mir zu stehen, und wie ich es geschafft habe, große Hürden zu überwinden und daran zu wachsen. Dies ist kein Coaching-Seminar in Buchform, das dich zu einem besseren Menschen machen wird. Es ist auch keine WhatsApp-Gruppe auf Papier, die dir einen Porsche Cayman S oder viel Geld verspricht, keine Sorge. Dies ist meine Geschichte, mit der du mich ein bisschen kennenlernst und an der du vielleicht mit mir zusammen wachst.



Hi, ich bin Tommy. Nach dem Tod meiner Mutter, als ich drei Jahre alt war, zog ich mit meinem Bruder Dennis, meinem Vater und seiner neuen Freundin zusammen in ein Haus in der Nähe von Hannover. Mein Bruder ist nur ein Jahr jünger als ich, aber dennoch habe ich mich lediglich immer dann besonders gut mit ihm verstanden, wenn wir Langeweile hatten und niemand anderes zum Spielen vorbeikam. Lieber

mit dem eigenen Bruder spielen als allein war das Motto. Die restliche Zeit haben wir uns geärgert oder gestritten, wobei meistens das eine zum anderen führte.

Die Jahre vergingen wie im Flug und schneller als erwartet steckte ich auch schon mitten in der Pubertät. Die Frau an der Seite meines Vaters hatte ich irgendwann als meine Mama hingenommen, denn an den Tod meiner leiblichen Mutter konnte ich mich nicht erinnern. Je älter ich wurde, desto mehr Fragen stellte ich jedoch. Fragen zu meiner Geburt, zu meinem Geburtsort Hamburg, zu dem Fakt, dass mein Bruder und ich zwar »Papa« sagten, unsere »Mutter« allerdings nur mit dem Vornamen ansprachen, und schließlich auch Fragen zu den immer häufiger vorkommenden Streitgesprächen zwischen meinen Eltern. Mir wurde klar, dass irgendetwas nicht stimmte, dass in meiner Familie etwas anders war als in den Familien meiner Freundinnen und Freunde. Zunächst dachte ich, es liege an mir, weil meine Fragen meist abgewunken oder mit einem »Das erklären wir dir, wenn du alt genug bist« vertagt wurden. Ich zog mich mehr und mehr zurück und flüchtete mich in meine Bücher. Bei den *Drei ???* und *TKKG* habe ich mich immer gut aufgehoben gefühlt, da gab es wenig Streit und stets ein Happy End.

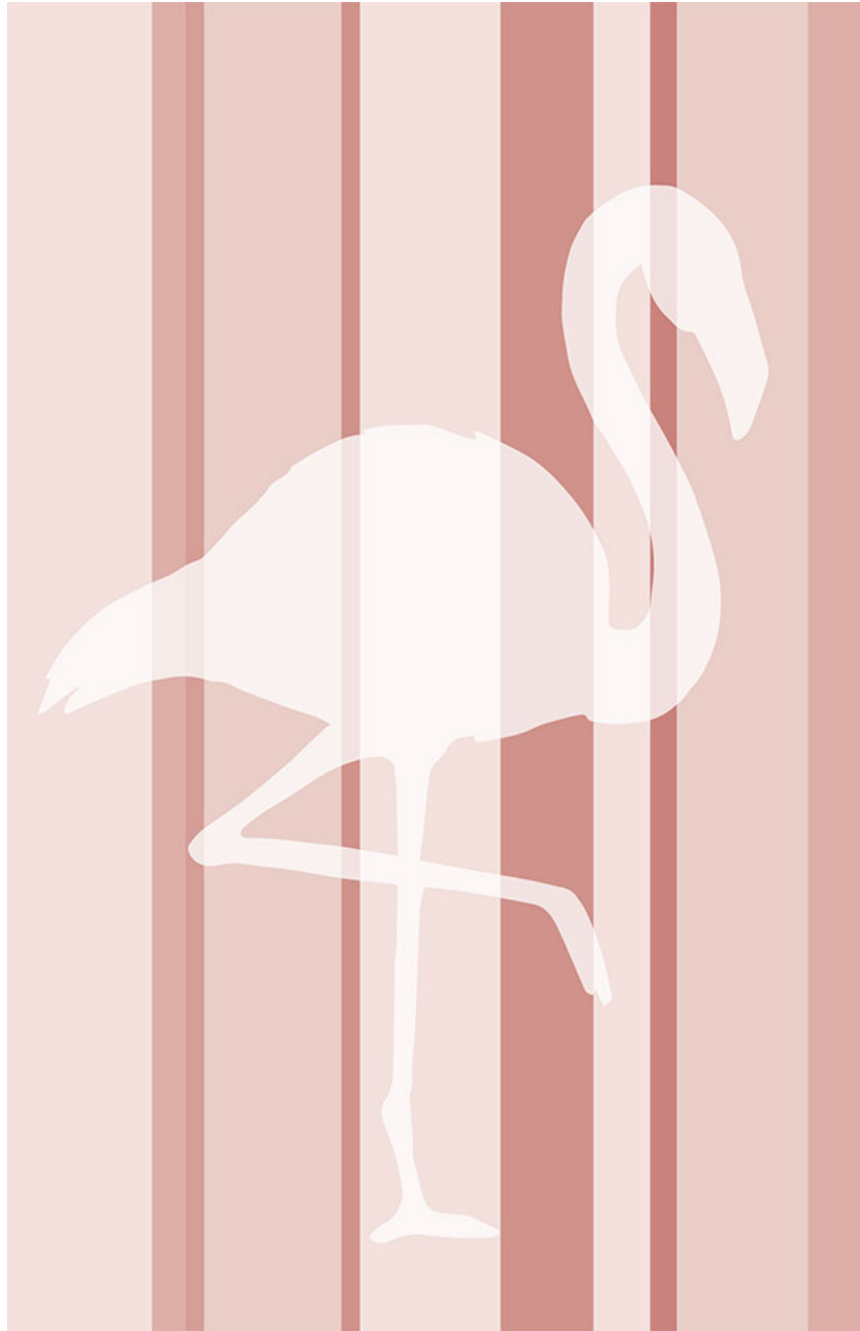
Als ich elf Jahre alt war, trennte sich mein Vater von seiner Freundin und zog mit seiner neuen Freundin zusammen. Da sie gerade mal acht Jahre älter war als ich, war unser Verhältnis ziemlich kompliziert und schwankte zwischen freundschaftlich und kühl. Zu meinem Leidwesen mussten wir aus dem mehretagigen Reihenhauses ausziehen und von nun an in einer kleinen Dreizimmerwohnung hausen. Dies wurde mit einer neuen Stiefmutter und einem jüngeren Bruder zu einer echten Herausforderung, kann ich dir sagen. Die Schlafcouch im Wohnzimmer wurde jeden Abend von meinem Vater ausgezogen, da wir faktisch einen Raum zu wenig hatten und somit das Wohnzimmer auch gleichzeitig das Schlafzimmer der Eltern war.

Glücklicherweise bekamen wir Kinder jeder unser eigenes Zimmer, ansonsten hätten wir uns noch in den ersten Wochen die Köpfe abgerissen. Die neue Lebenssituation trieb uns dennoch in den vorpubertären Wahnsinn. Vermutlich litt mein Bruder genauso sehr wie ich unter der Situation, doch anstatt miteinander zu reden, motzten wir einander nur an. Dennis verarbeitete seine Wut und sein Unbehagen damit, dass er sich mit Freunden prügelte oder mit ihnen Dummheiten anstellte. Ich glaube, sie haben einmal sogar gekokelt und in der Nachbarschaft einen Briefkasten in Flammen gesetzt. Von solchen Dingen habe ich mich stets distanziert. Meine Wut behielt ich für mich. Nicht nur einmal habe ich mir in der Zeit eine Person herbeigesehnt, mit der ich hätte reden können, aber ich machte die Dinge mit mir selbst aus, auch wenn ich an manchen Tagen das Gefühl hatte, ich würde implodieren.

Mit meinem Vater habe ich mich ganz okay verstanden. Näher kann ich es fast gar nicht beschreiben, denn er arbeitete immer bis abends, was dazu führte, dass wir im normalen Alltag nicht viel Zeit miteinander verbringen konnten. Dafür wurden Wochenenden und Ferienzeiten genutzt. Da mein Vater und seine neue Freundin jeweils ein eigenes Pferd hatten, verbrachte ich gezwungenermaßen meine Wochenenden draußen auf dem Pferdehof und musste dort viel mit anpacken. In meinen Augen war mein Bruder dafür besser geeignet. Nicht nur weil er sichtlich Freude an diesen Arbeiten hatte, sondern auch weil er stärker und handwerklich geschickter war als ich. Mein Vater pflegte allerdings zu sagen: »Wir packen alle mit an, denn von nichts kommt nichts.«

Du siehst, mein Leben hat bereits turbulent angefangen. Und als ob das eigene Familienleben nicht schon genug Probleme für einen Teenager bereithielte, fingen ab diesem Zeitpunkt meine Sorgen erst richtig an.*

* Einen Hinweis möchte ich vorab geben: Die Namen aller im Buch vorkommenden Personen wurden geändert und die Handlungen haben nicht exakt so stattgefunden, sondern wurden dramaturgisch angepasst.



SPÄTZÜNDER

Du kennst das, du wachst morgens auf und plötzlich sind alle aus deinem Freundeskreis verliebt und vergeben. »Nee, ich hab keine Freundin« war von da an eine Antwort, die ich meinen Mitschülerinnen und Mitschülern immer wieder geben musste. »Ich muss ja nicht. Meine biologische Uhr

tickt nicht«, sagte ich nicht nur, um die Neugier der anderen endlich zu stillen, sondern auch, um mich selbst davon zu überzeugen. Ich war fünfzehn Jahre alt.

Ich weiß nicht mehr, wie oft ich in jenem Sommer allein zu Hause saß und versuchte, mir die Zeit zu vertreiben. So wie das eine Mal, als ich eigentlich unseren Detektivclub wiederbeleben wollte, aber niemand meiner Freunde Zeit hatte. Und es lag ganz bestimmt und auf jeden Fall daran, dass sie keine Zeit hatten, und nicht daran, dass wir bisher absolut gar keinen Fall gelöst hatten und dies auf Dauer frustrierend war. Einmal hatten wir zwar eine Katze gerettet, die in einem Baum saß, aber nur um dann zu beobachten, dass sie nach unserer Rettung wieder in dieselbe Eiche kletterte ... Sie wollte wohl gar nicht gerettet werden. Ich schon, und zwar vor der Einsamkeit, in der ich mich gerade befand.

Ich saß in meinem Zimmer herum und hoffte, dass meine Freunde ihre Meinung noch ändern würden. Wir hatten doch schließlich immer alles zusammen gemacht. Aber die meisten meiner Freundinnen und Freunde waren jetzt zum ersten Mal vergeben und erfreuten sich daran, mit ihren selbst ernannten Seelenverwandten Zeit zu verbringen.

Seelenverwandtschaft, dass ich nicht lache. Was sollte das überhaupt sein? Wahrscheinlich gab es darüber Leserbriefe in den Jugendzeitschriften *Bravo* oder *Popcorn*. »Wie merke ich, dass wir füreinander bestimmt sind?«, hieß doch dort jeder zweite Test, der angeblich deine wahre Liebe bestimmen konnte. Ich fand das Konzept der Seelenverwandtschaft jedoch auch aus anderen Gründen seltsam. Denn macht ein Verwandtschaftsgrad einen nicht irgendwie zu ... Verwandten? Komische Vorstellung, so mit dem Lebenspartner verwandt zu sein. Aber was soll ich sagen, ich komme vom Dorf. Es gibt nichts, was man da noch nicht gesehen hat.

Meine Freunde hielt nichts davon ab, die eigene Verliebtheit jedem unter die Nase zu reiben. Ob man wollte

oder nicht. Ich fand es fast schon gruselig, wie alle Pärchen scheinbar aneinanderklebten und turtelnd durch die Schulflure, die Innenstadt oder um den Maschsee zogen. Beinahe haben verliebte Menschen auch was von Zombies. Nur dass Letztere nach frischem Fleisch verlangen und liebestolle Jugendliche nach Tretbooten in Schwanenform. Nirgendwo war man vor denen noch sicher. Und während sie Eis aßen, sich dabei gleichzeitig Liebesbekundungen in die Ohren hauchten und Händchen hielten, vergaßen sie etwas ganz Entscheidendes: Mich! Und das immer wieder. Und so saß ich wieder allein zu Hause und merkte, wie kaum noch jemand Zeit für mich hatte. Mein Handy hatte ich vorsichtshalber auf lautlos gestellt und zur Seite gelegt – außerhalb meiner Reichweite.

Es meldete sich ohnehin niemand an diesem schönen Sommertag. So wie sich auch in den vergangenen Tagen niemand gemeldet hatte. Wenn sich doch jemand von meinen Freundinnen oder Freunden erbarmte, Zeit abzuknapsen, stand immer eine Bedingung im Raum: »Schatzi muss mit!« Mittlerweile wollte kaum noch jemand etwas mit mir allein unternehmen und wenn ich nicht wollte, dass »Schatzi« mitkam, dann gab es eine der vielen Ausreden, die ich bestimmt unzählige Male gehört hatte. Ich kannte sie alle, aber sie ließen sich auf eine ganz wesentliche Aussage runterbrechen: »Wir haben leider schon andere Pläne, Tommy. Das verstehst du doch sicherlich.« Klar, ich verstand. Oder zumindest versuchte ich es. Wenn man frisch zusammen ist, möchte man ja auch die Zweisamkeit genießen. Da ist jede andere Person eine Person zu viel. Aber das heißt doch nicht, dass man seine besten Freunde vernachlässigen muss, oder?

»Aus den Augen, aus dem Sinn«, pflegte meine Oma schon immer zu sagen. Ich hätte nicht gedacht, dass mir der Satz schon so früh in meinem Leben begegnen würde. Denn eigentlich waren meine Freunde und ich unzertrennlich gewesen. Wir hatten alles zusammen gemacht. Aber das

war mit den neuen Seelenverwandten verpufft. Plötzlich nur noch eine Option zu sein und keine Priorität mehr zu haben, war ungewohnt.

Na ja, was soll's, dachte ich mir oft und schluckte meinen Frust runter. Auch das würde irgendwann vorbei sein. Hoffentlich. Im Winter fährt schließlich keiner Tretboot, das wäre dann meine Chance.

Eine Frage, die ich mir fast so oft stellte wie die, ob jemand Zeit für mich hatte, war, wie meine Freunde plötzlich und so völlig unerwartet ihre Seelenverwandten kennengelernt hatten. Hatte es da ein geheimes Treffen gegeben, das Tommys vorenthalten war? Hatte es Beziehungen irgendwo im Angebot gegeben und ich hatte es verpasst? Stand es in der *Bravo*, dass man mit fünfzehn Jahren eine Freundin haben musste? Obwohl ich meine Freunde so gut kannte, wunderte ich mich über dieses plötzliche Interesse an der Liebe und an einer Beziehung. Bislang brauchten wir so was doch nicht. Wir waren glücklich! Wir waren eine eingeschworene Clique. Jedes Wochenende waren wir verabredet, um Dinge zu unternehmen, Blödsinn zu machen, zu lachen und zu spielen. Wir bauten Buden aus Ästen, Stöcken und Laub, machten Klingelstreiche und traten Straßenlaternen aus (eine Unart, die man vermutlich nur aus der Vorstadt kennt, wenn man schlecht erzogene Freunde hatte). Wir brauchten nur uns und keine Partner oder Partnerinnen, die uns stören würden. Fehlte einmal einer aus unserer Gruppe, machte unsere Unternehmung auch gleich viel weniger Spaß und man freute sich auf ein baldiges Wiedersehen, da man sich dann viel zu erzählen hatte.

Alles, was meine Freunde aktuell erzählen konnten, war, wie toll es war, vergeben zu sein! Ach, und ganz vergessen, plötzlich wollte jeder über sein erstes Mal sprechen. Mich verwirrte das. Das erste Mal? Hatte man das so früh überhaupt schon? Und war ich der Einzige, der nicht darüber reden wollte? Wie redete man eigentlich darüber? Ich stellte

mir das wie eine Rezension bei Google vor inklusive Sternchenvergabe: »Drei Sterne. Er war stets bemüht, aber am Ende fehlte es an Ausdauer.«



Kurzum: Mit fünfzehn hatte ich überhaupt kein Interesse an einer Beziehung, am Händchenhalten, am Küssen oder an diesem einen Mal. Ich konnte nichts Gutes daran finden und je länger ich darüber nachdachte, umso mehr Negatives fiel mir ein. Allein der Gedanke daran, sich vor einer anderen Person auszuziehen, verursachte bei mir ein flaes Gefühl im Magen. Nackt vor einer anderen Person? Danke für das Angebot, aber nein danke. Da überließ ich gerne anderen den Vortritt.

Mein Opa würde diese Einstellung »kauzig« nennen. Ich glaube, das heißt so viel wie »nett, aber seltsam«. Das wäre mit fünfzehn auch mein Kommentar zu einem nackten fremden Körper vor mir gewesen: »Nett, dass du das machst. Aber seltsam!« Vielleicht war ich ja auch ein bisschen wie mein Opa. Er ist glücklich ohne Partnerschaft, und das, seit ich denken kann. Er muss keine Kompromisse eingehen und macht das, was ihm gefällt, wie er es will und wann er es will. Fast so wie Pippi Langstrumpf oder Peter Pan. Für mich klang das spitze. Die einzige Krux war, dass ich das schlecht als Argument nutzen konnte, ohne danach vollkommen dumm von der Seite angeschaut zu werden. »Nein, ich habe keine Freundin, weil ich so sein möchte wie mein Opa. Alleine glücklich!«

Das klingt nicht nur uncool, das klingt auch so, als ob meine Klassenkameradinnen und -kameraden früher oder später noch einen weiteren Grund haben würden, mich aufzuziehen. Dabei reichte es jetzt schon, da ich der Einzige

in der Klasse war, der keine Markenklamotten hatte. Auch wenn bestimmt nicht jeder Originale trug, sondern sich das ein oder andere gefälschte Teil aus dem Polen- oder Tschechienurlaub gegönnt hatte. Das, was zählte, war die Wirkung nach außen: Markenkleidung tragen bedeutete, cool zu sein. Und bei dem Punkt stand ich definitiv im Minus. Sogar noch ein bisschen weiter im Minus als Streber-Kathrin, die unserer Lehrerin fast täglich Geschenke auf das Pult legte. Zu allem Überfluss war ich auch noch der Kleinste aus der Klasse. So klein, dass man mich einfach aus dem Klassenzimmerfenster werfen konnte. Das klingt vielleicht wie ein Witz, aber das hat meine Klasse superoft mit mir gemacht. Ich konnte das Ganze nur dank meiner übermenschlichen Fähigkeiten überleben. Na gut, ich will nicht dramatisieren und dir die Wahrheit sagen. Aber nur dir: Unser Klassenzimmer lag im Erdgeschoss. Ich habe mich also nie verletzt und weil alle gelacht haben, habe ich einfach irgendwann angefangen mitzulachen. Ist ja auch wirklich zum Schießen, so ein Wurf aus dem Fenster. Das war aber die einzige Methode, die mir einfiel, wie ich es trotzdem schaffen konnte dazuzugehören. Wenn ich mich gewehrt hätte, hätten sie bestimmt noch schlimmere Sachen gemacht oder mich irgendwann komplett ausgegrenzt. »Man muss auch mal über sich selbst lachen können«, heißt es doch immer.

Wenn ich dann noch gesagt hätte, dass ich wie mein Opa sein wollte, hätte ich direkt die Schule wechseln können – oder besser noch auswandern, meinen Namen ändern oder den eigenen Tod vortäuschen. Idealerweise mit einem Sprung aus dem Fenster, damit sich der Kreis schließt. Nein, das war selbst für mich zu weit hergeholt. Also antwortete ich jedes Mal fast routiniert auf die ständig präsente Frage nach dem Beziehungsstatus: »Nein, ich habe keine Freundin.« Was ich bei meiner kleinen, ernst gemeinten Antwort nicht bedachte, war der Rattenschwanz an neugierigen Folgefragen. Irgendwann erhielt ich zum ersten

Mal eine Gegenfrage, die mich fast umhaute: »Ach, also bist du schwul?« Ich wusste gar nicht, wie mir geschah. Wurde ich gerade tatsächlich gefragt, ob ich etwas anderes war als hetero? Ich? Schwul? Auf keinen Fall! Das hätte ich doch schließlich am besten wissen müssen! Ich war NICHT schwul. Punkt. Dass ich das überhaupt gefragt wurde. Ich war gar nichts! Weder heterosexuell noch homosexuell! Ich war einfach nur Tommy. Tommy ohne Freundin und ohne Interesse an der Liebe oder an einem Seelenverwandten. Warum konnte man das nicht einfach akzeptieren? Das war doch vollkommen okay, oder?

Eigentlich hätte ich es ahnen müssen, dass meine Verneinung dieser Frage meinen Klassenkameraden nicht ausreichte. Von diesem Zeitpunkt an wurde ich sehr oft und regelmäßig gefragt, warum ich keine Freundin hatte, ob ich einen Freund hatte, ob ich schwul war und wie lange ich schon schwul war. Warum musste ich denn eigentlich überhaupt wissen, was ich war? Es interessierte mich ja auch nicht, was andere waren. Das, was mich interessierte, war, dass Freundschaften nicht leiden sollten, nur weil man sich gerade in einer Liebesbeziehung befand. Sollte doch abgesehen davon jeder machen, was er oder sie wollte. Mir war es auch schnuppe, ob zwei Männer oder zwei Frauen zusammen waren. Das war mir wirklich vollkommen egal! Ich wusste lediglich: Für mich war es keine Option und ich wollte auch nichts damit zu tun haben. Allein das Wort »schwul«, wie das schon klingt.

»Schwul« waren für mich ganz andere Sachen! Zum Beispiel Klassenarbeiten, die schief liefen, abgebrochene Stifte, platte Autoreifen, angebranntes Essen und alle Polizisten. So hatte ich es zu Hause gelernt und so war es doch dann auch. Warum sollte sich meine Familie damit irren? Sie hatten doch alle viel mehr Lebenserfahrung als ich. Schwul, dass ich nicht lache. Warum sollte ich mir eine so gehasste Sexualität aussuchen? Damit schadete man sich doch eher, als dass es einen glücklich machte.

Ich fragte mich, wie es überhaupt sein konnte, dass sich andere Leute über meine Sexualität Gedanken machten, bevor ich dazu gekommen war. Warum war das so interessant für Außenstehende? Das verstand ich überhaupt nicht. Ich machte mir doch auch keine Gedanken über die Sexualität anderer. Ich fand das unwichtig. Das, was zählt, ist doch, wie man als Mensch ist, oder irre ich mich?



Du siehst: Ich hatte plötzlich viel Zeit zum Nachdenken. Da ich weder einen Computer noch ein Smartphone besaß, musste ich meine Freizeit anders gestalten. Und da sich diese nun unfreiwillig verdoppelt hatte, musste ich mir gut überlegen, was mich nicht auf blöde Gedanken brachte. Deswegen unternahm ich viel mit meinem Bruder oder las *Harry Potter*. Obwohl mir auch da das Thema Beziehung auf die Nase gedrückt wurde. Selbst der sabbernde Harry und sogar Ron in seinem hässlichen Zottelmantel fanden ein Date. Aber nicht nur die. Auch mein kleiner Bruder Dennis hatte bereits eine Freundin.

Mein Bruder sagte immer wieder, dass er es komisch fände, dass ich so viele weibliche Freunde, aber kein echtes Interesse an einer als Freundin hätte. Aber bevor er es komisch fand, hatte er mir zig Liebeleien angedichtet. Immer wenn eine Freundin zu Besuch gewesen war, hatte er neckisch behauptet, dass da doch was zwischen uns liefe. Ich fand das immer superkindisch von ihm, aber immerhin hatte ich dann ein paar Tage meine Ruhe vor seinen nervigen Fragen bezüglich meines Beziehungsstatus. Irgendwann ging mir ein Licht auf und ich versuchte auch in der Schule einen Strategiewechsel.

»Klar hab ich eine Freundin, ich bin doch nicht schwul!?!«, log ich, als ich mich nach dem Pausenklingeln auf den Weg in die Mensa gemacht hatte und mir der Klassenclown Daniel den Weg versperrte. Was bei meinem Bruder funktioniert hatte, hatte auch Potenzial, in der Schule zu einem Selbstläufer zu werden. Aber Daniel war nicht auf den Kopf gefallen, weshalb er die entscheidende Gegenfrage auf meine Lüge stellte: »Ach ja? Wer soll das sein?«

Mist. Damit hatte ich nicht gerechnet. Vielleicht war ich doch etwas zu unvorbereitet mit der Lüge in mein erfundenes Beziehungsleben gestartet. Ich hätte eine Charakterbeschreibung vorbereiten sollen, hätte eine glaubhafte und schwer überprüfbare Backstory und bearbeitete Fotos parat legen müssen, die mich mit einem unbekanntem Mädchen zeigten.

»Ähm, die kennst du nicht. Sie ist nicht auf unserer Schule!«, stammelte ich unsicher. Wow, Welch eine Glanzleistung. Jeder Mensch vor der Kamera einer Scripted-Reality-Sendung hätte diese Story glaubhafter übergebracht als ich in diesem Moment. Aber gut, ich hatte nun mal handeln müssen. Lieber schnell schlecht lügen als lange überlegen und durchdacht antworten ... Oder war das doch andersherum? Egal, nun war es zu spät.

Zu meiner Überraschung schien Daniel meine laienhafte Darbietung wohl nicht komisch vorgekommen zu sein, denn er hechtete mit einem »Hey, wartet auf mich!« seinen Freunden Richtung Pausenhof hinterher. Bis zu unserer nächsten Begegnung brauchte ich eine glaubhafte Geschichte oder ein Manuskript, an dem ich mich festhalten konnte. So etwas Unangenehmes durfte mir nicht noch einmal passieren. Nicht dass Daniel am Ende noch herumerzählte, dass ich mir eine Freundin ausgedacht hatte. Dann würden auf jeden Fall alle denken, dass ich meine Sexualität verstecken wollte. Wollte ich aber gar nicht. Ich wollte allen beweisen, dass ich ~~heterosexuell~~ normal war!



Ich wollte das Wochenende nutzen, um mir einen Plan auszudenken, wie ich eine Freundin außerhalb der Schule finden konnte. Das war gar nicht so einfach, da ich im Wesentlichen nur mit den Leuten aus der Schule befreundet war. Ich war zwar im Schwimmverein, aber leider waren da nur Jungs in meiner Gruppe und zu den anderen Gruppen hatten wir nur sehr wenig Kontakt. Ich konnte ja schlecht vor der Umkleidekabine des anderen Schwimmteams warten und mir eine Freundin aussuchen. Außerdem sah ich ohne Brille sowieso nichts und hätte nicht einmal gewusst, wer mir gegenüberstand. Bei meinem Glück würde ich minutenlang mit einer Poolnudel flirten, ohne es zu merken. Also war der Schwimmverein keine Option. Es sei denn, ich wollte eine Poolnudel fürs Leben finden. Vielleicht würde ich später auf die Option zurückkommen, wenn alle Stricke rissen.

»Hier, schau mal, was in der Zeitung steht.« Mit diesen Worten riss mich meine Stiefmutter aus meinen Gedanken. Genervt schnappte ich mir das Tagesblatt und überflog den oben liegenden Artikel. »Freitagabend ... öffnet endlich wieder die Türen ... Premiere ... Kinder- und Jugenddisco!« Offenbar war sogar zu Hause aufgefallen, dass ich weniger draußen war als sonst.

»Du kannst ja Lara und Nathalie fragen, ob sie mitkommen wollen«, meinte meine Stiefmutter. Ja, genau, meine besten Freundinnen, damit beide ihren Freund mitbrachten?

»Nee, die haben leider schon etwas anderes vor und sind das ganze Wochenende weg«, entgegnete ich. Und sicher wusste selbst meine Stiefmutter, dass es äußerst unangenehm war, sich mit seinem Traubensaft allein neben

die Tanzfläche zu stellen und leicht im Takt zu wippen. Das konnte ich nicht bringen.

Unvermittelt stellte ich mir meine Zukunft vor:

Wir schreiben das Jahr 2060. Mit tattrigen Händen setze ich mir meine Brille richtig auf und sehe, wie mein Enkel zu meiner Frau geht und mit großer kindlicher Neugier fragt: »Du, sag mal, Omi, wie hast du eigentlich damals den Opa kennengelernt?« Während sie behutsam ihre Stricksachen weglegt und kurz in die Ferne schaut, antwortet sie laut: »Ja, also, der Opa hatte keine Freunde und deshalb hat er stattdessen in der Disco mit seinem Traubensaft getanzt. Dass das nicht gut ausgeht, kann man sich ja denken. Völlig bekleckert hat er sich. Nachdem ihn der ganze Club ausgelacht hat, hatte ich Mitleid und bin aus Nettigkeit mit ihm zusammengekommen.«

Kein wirklich guter Plan, auf den man hinarbeiten sollte, fand ich. Also müsste ich bei der Jugenddisco mit jemandem aufschlagen, der nicht nur mein Wingman sein konnte, sondern mich auch am Tanzen hindern würde. Die Person durfte mir aber nicht die Show stehlen und die Aufmerksamkeit komplett auf sich lenken, denn ich hatte eine Mission: eine passende Freundin finden, um ein normales Leben führen zu können. Ein normales Leben, wie es sich jeder für mich wünschte.



Freitagabend stand ich also mit Dennis vor der Tür des Jugendzentrums, in dem schon ein wenig Treiben herrschte. Dass ich meinen Bruder mitgenommen hatte, hatte vor allem den Grund, dass ich neben ihm immer sehr höflich und gut erzogen wirkte, also war ich heute ganz besonders